

„Siedlungsbau in palästinensischen Gebieten muss gestoppt werden“

Geographie-Professorin Helga Schmidt über Israels Siedlungspolitik, das gescheiterte Osloer Abkommen und die Notwendigkeit gegenseitiger Anerkennung



Selbstmordanschläge, Schießereien, Kriegsandrohungen: Im Konflikt zwischen Israel und Palästina ist kein Ende in Sicht. Ist die anhaltende Siedlungstätigkeit in den autonomen palästinensischen Gebieten ein Grund für die Feindseligkeit der Palästinenser? Helga Schmidt, Professorin am Institut für Geographie der Leipziger Uni, hat die Siedlungspolitik vor Ort beobachtet.

Frage: Israels Ministerpräsident Ariel Scharon will die jüdische Besiedlung Palästinas zur unumkehrbaren Realität machen. Was bedeutet dies für die in den Autonomiegebieten lebenden Palästinenser?

Helga Schmidt: Durch die jüdischen Siedlungen sind die palästinensischen Autonomiegebiete von einander isoliert. Jetzt läuft der gesamte Wirtschaftsverkehr zwischen den autonomen palästinensischen Gebieten durch israelisch kontrolliertes Gebiet. Daher kann Israel den Wirtschaftsverkehr blockieren oder zum Stillstand bringen.

Wie wirkt sich das wirtschaftlich auf die Palästinenser aus?

Sehr negativ, und zwar sowohl auf

die autonomen Gebiete als auch auf Israel. Auf beiden Seiten entstehen täglich mehrere Millionen Dollar Verluste. Und wegen der Ausgangssperren können die Palästinenser, die in Israel arbeiten, nicht zu ihren Arbeitsplätzen kommen. Die Arbeitslosigkeit ist im Verlauf der zweiten Intifada auf 70 bis 80 Prozent gestiegen.

Geht es den Palästinensern in den Gebieten, die nicht besetzt sind, wirtschaftlich besser?

Für die rund eine Million arabischer Bürger Israels – die Palästinenser mit israelischem Pass – ist die wirtschaftliche Situation erheblich günstiger als in den besetzten Gebieten. So ist der Anteil der Akademiker dort seit 1961 von 1,4 auf 9 Prozent angestiegen. Aber das Einkommen eines Arabers beträgt noch immer nur 74 Prozent des Einkommens eines Israeli.

Mit dem Osloer Abkommen von 1993 hatten Israel und Palästina vereinbart, dass die gemeinsam verwalteten Gebiete nach fünf Jahren an Palästina übergeben und keine neuen jüdischen Siedlungen gebaut werden ...

Das Osloer-Abkommen war ein ech-

ter Fortschritt. Aber der Siedlungsbau in den besetzten Gebieten wurde nicht gestoppt, er wurde sogar stark vorangetrieben. Seit 1996 sind zu den etwa 105 000 Siedlern weitere 95 000 hinzugekommen. Seit 1993 ist der illegale Hausbau um 52 Prozent gestiegen. Es wurden Tatsachen geschaffen, die sich nicht mehr einfach zurücknehmen lassen. So entstanden viele Siedlungen auf Flächen, die früher von Palästinensern bewirtschaftet wurden. Ihnen wurde die Lebensgrundlage genommen. Und mir ist kein Fall bekannt, wo eine Entschädigung bezahlt wurde. Das ist natürlich der Punkt, wo jeder Palästinenser sagt: So geht es nicht weiter.

Warum ist das Osloer Abkommen gescheitert?

In den 90er Jahren sind allein aus Osteuropa fast eine Million Einwanderer nach Israel gekommen. Dies bewirkte einen Bevölkerungsdruck und Flächenknappheit. Wer in den palästinensischen Gebieten siedelt, der erhält vom Staat Subventionen und billiges Bauland. Dies nehmen natürlich viele in Anspruch.

Sollten die Palästinenser lernen,

mit den jüdischen Siedlern zusammenzuleben?

Verschiedene Szenarien sind denkbar. So könnte jüdischen Siedlern erlaubt werden, als palästinensische oder israelische Bürger in einem Staat Palästina zu leben oder vielleicht auch als israelische Staatsbürger mit ständigem Wohnsitz in Palästina. Vorstellbar sind auch Gebiets- und Grenzkorrekturen. Jeder israelische Siedler sollte frei wählen können, welchen Pass er haben will. Voraussetzung ist die Durchsetzung und Einhaltung der Osloer Verträge.

Also auch ein Stopp des Siedlungsbaus?

Als erstes muss das Sicherheitsbedürfnis beider Seiten respektiert werden. Beide, Israel und Palästina, müssen gegen den Terrorismus vorgehen. Doch das Wichtigste ist, den Siedlungsbau in den palästinensischen Gebieten zu stoppen und die Gründung eines palästinensischen Staates voranzutreiben. Eine entscheidende Voraussetzung dafür ist, dass die Palästinenser den Staat Israel anerkennen.

Interview: Ulrike Neumann



Helga Schmidt ist Direktorin des Instituts für Geographie an der Uni Leipzig. Arbeitsschwerpunkte der gebürtigen Leipzigerin sind Sozial- und Stadtgeographie. Mit der Siedlungspolitik in Israel und den palästinensischen Gebieten beschäftigt sie sich seit 1995. Fotos (3): Jan Woitas

Göttliches im Theater unter freiem Himmel

„Nur den Göttern gehört die Luft“, schallt eine tiefe Stimme durch die alte Villa in der Wächterstraße. Der Besucher fühlt sich in die Antike versetzt. Genau das ist beim diesjährigen Sommertheater von Leipzigs Hochschule für Musik und Theater beabsichtigt. „Unter Göttern“ heißt das Projekt – Schauspielstudenten aus dem zweiten Studienjahr inszenieren dabei zwei Stücke, die sich um Mythen und die Götterwelt drehen.

In „Antigone“ von Sophokles verliert die Königstochter in der Schlacht von Theben beide Brüder. Den Kampf um die Beerdigung der Geächteten zahlt sie mit dem eigenen Leben. „Die Kostüme in „Antigone“ sind der Stimmung entsprechend schwarz und grau“, erklärt Modedesign-Studentin Sonja Hesse. Sie entwirft die Kostüme. Bei dem von Peter Hacks übersetzten Stück „Der Frieden“ setzt Sonja hingegen auf helle Farben – passend zu den unterhaltsamen Szenen. Der Weinbauer Trygaios fährt auf zum Olymp und verliebt sich in die Friedengöttin. Bis zur Hochzeit muss er aber einige Hindernisse überwinden.

„Die Studenten spielen voller Lust und Engagement. Sie sind noch nicht vom Theaterbetrieb angekränkelt“, meint Regisseur Ralph Oehme. Auch Alexander Schröder, Regisseur bei „Der Frieden“, sieht den Reiz in der Arbeit mit jungen Schauspielern: „Die Studenten wollen sich selbst in den Rollen entdecken und Neues ausprobieren.“ Kulissen im herkömmlichen Sinn gibt es nicht. „Der Garten selbst ist die Bühne“, sagt Regisseur Schröder. „Die Studenten müssen kraft ihrer Schauspielkunst dem Zuschauer zeigen, wo sie sich befinden.“ Diesen Sommer spielt die Truppe zum letzten Mal im Theatergarten der Herrenvilla in der Wächterstraße. Im kommenden Semester zieht die Hochschule an den Ditttrichring um.

U. Neumann
Service: Premiere ist am 29. Juni um 19.30 Uhr im Theatergarten in Wächterstraße 15. Karten für acht oder fünf Euro gibt's unter der Rufnummer 0341/2 14 49 40.

Sezieren mit Bleistift und Papier

Wie Studenten der Hochschule für Grafik und Buchkunst die Anatomie ihrer Zeichenobjekte kennenlernen

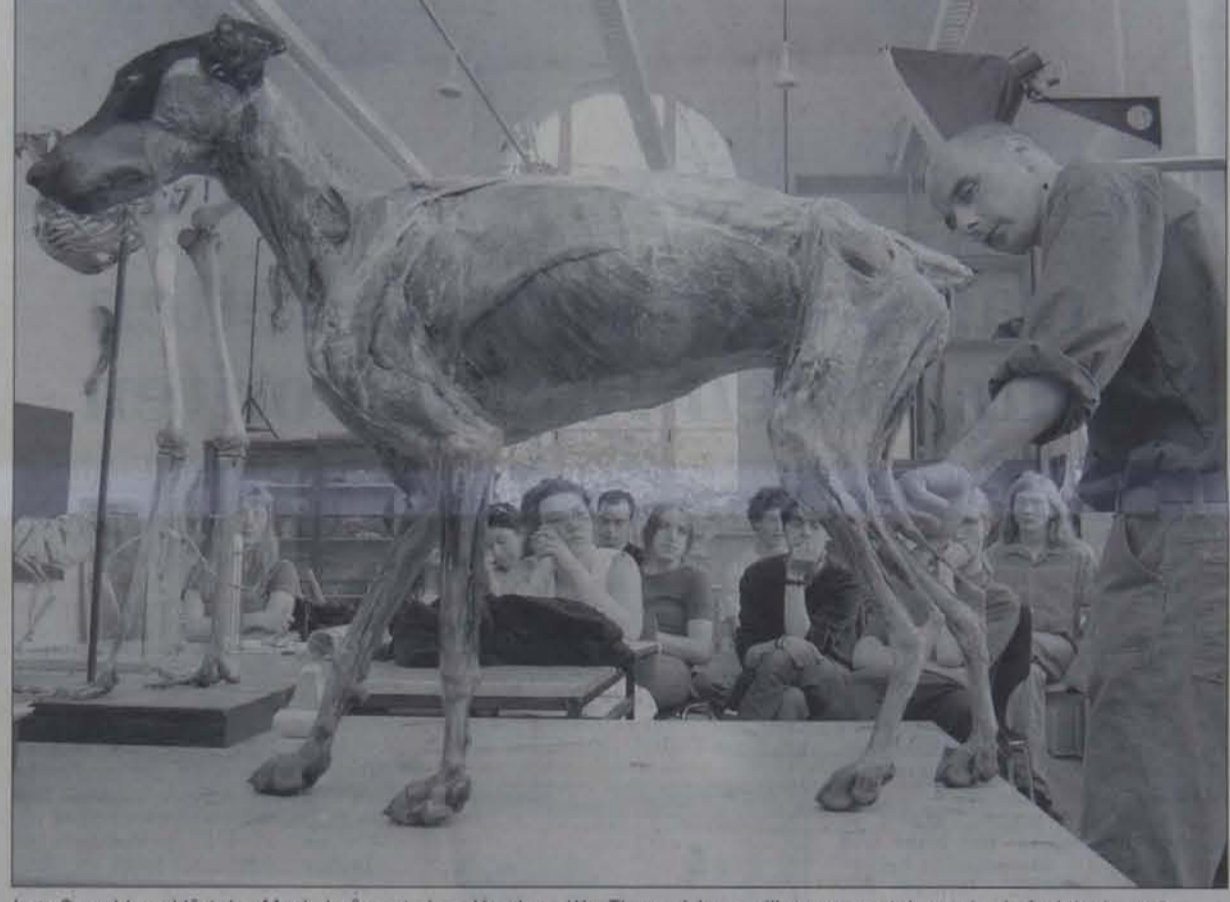
Von SUSANN ZUBER

Knietief standen sie im angefaulten Fleisch. Verwesungsgeruch stach in die Nase während sie Haut, Muskeln und dicke Schichten Fettgewebe Stück für Stück abschlugen, um zu den Knochen vorzudringen. Studenten der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) legten im Februar unter der Anleitung ihres Lehrers Ingo Garschke am Nordseestrand das Skelett eines verendeten Pottwals frei. Eine Aktion, die zum Medienspektakel wurde. Doch was wollen Kunst-Kommissionen mit den sterblichen Überresten eines Wals?

Antwort gibt das Lehrkonzept der HGB und das prägte Garschke wesentlich mit. Der Künstler und Dozent lehrt seit vier Jahren im Grundstudium an der Hochschule. Seine Spezialität sind Vorlesungen zur Anatomie und Gestaltlehre von Mensch und Tier. Seit seiner Kindheit begeistert sich der studierte Bildhauer für den Körperbau von Lebewesen. „Die Morphologie der Wirbeltiere verweist auf Gestaltbildungen, die auch im künstlerischen Sinne sehr anregend sein können“, sagt der 37-Jährige. „Das Nachvollziehen der äußeren Erscheinung über anatomische Funktionszusammenhänge erklärt die Dinge von Innen heraus.“

Garschke schuf sich nach und nach eine große Sammlung an Tierskeletten und eignete sich aus Fachbüchern das Wissen um die tierische und menschliche Anatomie an. Davon profitiert nun auch die HGB. Als Garschke hierher kam, setzte er sich mit Erfolg dafür ein, dass der Anatomieunterricht wieder fester Bestandteil der Ausbildung wurde. Seitdem gehören 35 Stunden im Fach „Körper und Formen“ zum Pflichtprogramm für die Studenten. Egal, ob sie Fotografie oder Medienkunst als Fach gewählt haben.

Das Unterrichtszimmer in der Hochschule mag sensiblen Naturen wie ein Kabinett des Schreckens vorkommen. Schon beim Betreten ist man von Skeletten umringt: geradeaus ein Pony, links ein Stier, sogar noch mit Hörnern. Dazwischen stehen in Schränken und auf Fensterbrettern Tiergerippe von Füchsen, Enten, Hasen. Zum Un-



Ingo Garschke erklärt das Muskelpräparat eines Hundes: „Wer Tiere zeichnen will, muss verstehen, wie sie funktionieren.“

terricht gehört auch, dass die Studenten die Knochen zeichnen oder plastisch gestalten. Doch der Umgang mit den sterblichen Überresten ist nicht jedermanns Sache: Susanne Irscher sitzt vor einem Hundeschädel, den sie sich zum Zeichnen ausgesucht hat. „So ganz wohl ist mir nicht dabei, wenn ich bedenke, dass das ja mal gelebt hat“, gesteht die 21-jährige Buchkunststudentin. Doch es mache die Sache auch interessanter, anschaulicher.

Genau das ist Garschkes Ziel: „Die Anatomie an Kunsthochschulen ist in den Verruf des Unzeitgemäßen geraten. Um Vorurteile abzubauen, will ich neue Ansätze finden. Die Studenten

sollen die Kenntnisse vor allem durch das Erleben anatomischer Sachverhalte gewinnen.“ Die HGB unterstützt dieses Konzept. Detlef Fiedler, Fachbereichsleiter für Grafik-Design, meint: „Es ist bewiesen, dass das szenische Zeichnen das Auge schult und das kann für jeden Kunststudenten nur von Vorteil sein.“ Immer montags, fünf Wochen lang, lehrt Garschke die Kunststudenten in tierischer und menschlicher Anatomie. Autodidaktisches Studium und seine Erfahrung als Sektionsgehilfe in der Pathologie qualifizieren ihn für den Unterricht.

Heute erklärt er die Wirbelsäule. Aufbau, Anzahl der Wirbel, Funktion.

Ein Aktmodell biegt seinen Oberkörper hin und her, krümmt und streckt ihn. Garschke zeigt am nebenstehenden Skelett, welche Wirbel das lebende Modell gerade bewegt. Etwas bizarr ist das alles schon. Denn das Gerippe stammt von einem Menschen, der sein Rückgrat einst ebenso verbogen konnte. Doch Garschke hält noch seltsamere Situationen für seine Studenten bereit - wie das Freilegen des 30 Tonnen schweren Pottwals. Oder, in kleinerer Ausführung während der Vorlesung, die Sektion eines Vogels. Aber das alles gehört zu seiner Methode: „Erst wenn ich das Innere eines Lebewesens begreife, kann ich es richtig darstellen.“

Einer von uns

Weltreisender an der Pleiße gelandet

Erfahrungen mit Leipzig - in dieser Serie stellen wir Mitbürger vor, die aus fremden Kulturen an die Uni kamen und hier eine zweite Heimat fanden. Heute: der Romanist Alfonso de Toro aus Chile.



Holprig wurde es für Alfonso de Toro schon, da hatte er den Leipziger Boden noch nicht einmal betreten. Das Flugzeug, das den Chilenen nach Leipzig bringen sollte, geriet in Turbulenzen.

Alfonso de Toro: Jetzt ist es aus, dachte de Toro, ich komme nicht wieder heil runter. Trotz der anfänglichen Widrigkeit ist der Professor für Romanistik gut in Leipzig angekommen.

De Toro kam 1992 an die Universität, um das Institut für Romanistik mit aufzubauen. Heute leitet er dort das Ibero-Amerikanische Forschungsseminar. „Ich wollte hier Geschichte erleben und gestalten“, sagt er. Auch das verlor oft holprig. Er kann sich noch gut an Anfeindungen erinnern, die er für eine Unterschriftenaktion erntete - diese richtete sich gegen einen Dozenten, der Vorsitzender einer rechtsextremistischen Partei war. „Ich war enttäuscht, dass ich so wenig Unterstützung innerhalb der Universität bekam“, beklagt sich de Toro.

Trotzdem fühlt er sich in der Messestadt wohl. Seit zehn Jahren lebt de Toro nun hier - eine von vielen Stationen in seinem Leben. Aufgewachsen in Chile, Madrid und Paris, hat er in München und New York studiert und lebte dann in Hamburg. „Heimat ist für mich nicht an einen Ort gebunden“, sagt er. Für ihn sei das Gefühl, zu Hause zu sein, mit Kultur, Musik und Literatur verbunden. All das hat Leipzig für ihn. „Ich mag sie, diese offene und sympathische Stadt.“

Ulrike Neumann

Studentenfutter

Ab ins Freie

Leipziger Studentenclubs feiern am 19. Juni wieder gemeinsam das Sommerwiesenfest. Die Freiluftparty findet ab 19 Uhr auf der Terrasse am Elsterbecken statt. Später wird im Studentenclub F 11 in der Jahnallee weiter gefeiert. Mehr Infos gibt es im Internet unter www.sommerwiesenfest.de

Zurück zur Kunst

Die Hochschule für Grafik und Buchkunst zeigt eine Hommage an die Künstler des 20. Jahrhunderts Lee Lozano, Bas Jan Ader, Chris Burden und Arthur Cravan. Zu sehen ist sie in der HGB-Galerie bis 22. Juni. Geöffnet Dienstag bis Freitag von 12 bis 18 Uhr, Samstag 10 bis 14 Uhr.

Lachen ist gesund, soll ansteckend wirken und will gelernt sein - ein Erlebnisbericht aus dem Forschungsfach „Gelotologie“



Schmunzeln, Wiehern, Brüllen - Mitglieder des Leipziger Lachclubs in Aktion. Foto: Alexandra Hilmer

Ho, ho, ha, ha, ha - das hält uns alle fit“, dudelt die eingängige Kinderliedmelodie aus dem kleinen Kassettenrecorder. Wir klatschen im Takt und singen laut mit. Ich befinde mich im „Lachclub Leipzig“. Gemeinsam mit elf weiteren „Lachwilligen“ nehme ich an einem Seminar teil, um zu lernen, wie man auf Anheiß herzlich lachen kann. Seminarleiter Rainer Schreiber macht verschiedene Übungen vor. Die meisten kennen das Programm wohl schon. Niemand wundert sich, als Schreiber jedem symbolisch einen Vokal überreicht: „Aaah!“. „Der Vokal wird gepflanzt, begossen - dann wächst er“, erklärt Schreiber. „Aaah!“. Auch das brüllende Löwenlachen mit weit herausgestreckter Zunge wird ganz selbstverständlich geübt.

Nach meiner anfänglichen Erheiterung über die recht skurrile Situation, fange ich an, mich unwohl zu fühlen. Viele Übungen sind mit Körperkontakt zu anderen Teilnehmern verbunden. Su-

Mundwinkel hoch, Zähne zeigen: Jogging für glückliche Seelen

sanne, eine selbstständige Gesundheitsberaterin Ende 40, stupst mich aufmunternd an und meint: „Nicht denken, einfach machen!“ Doch was ist, wenn einem gar nicht zum Lachen zumute ist? Seminarleiter Schreiber sagt, dass die Gelotologie, also die wissenschaftliche Lachforschung, herausgefunden habe, dass ein künstliches Lachen nach etwa einer Minute in ein natürliches Lachen umschlagen würde. Grund hierfür seien die Lachpunkte „eins“ und „zwei“, die bei gehobenen Mundwinkeln automatisch stimuliert würden. Die Idee des gemeinsamen Lachens stammt vom indischen Arzt Madan Kataria, der 1995 in Bombay den ersten internationalen Yoga-Lachclub gegründet hat. Heute gibt es allein in Deutschland 30 kleine „Lachgemeinden“. Michael Titz, Psychotherapeut und Lachforscher aus Bremen, erläutert die positiven Effekte des Lachens auf Körper und Geist: „Die Atmung wird aktiviert, die Durchblutung angeregt. Außerdem schüttet der Körper vermehrt Glückshormone aus, die Stress und Aggressionen abbauen.“ Herzhaftes Lachen mache sogar schlank: Eine Minute lachen entspräche dem Kalorienverbrauch von zehn Minuten Joggen.

Auch die Schulmedizin steht der gesundheitsfördernden Wirkung des Lachens offen gegenüber und arbeitet unterstützend mit Lachtherapien. Christel Greiner, Chefärztin der Kinderstation im

Leipziger St. Georg Klinikum, bestätigt, dass vielerorts erfolgreich Krankenhausclowns eingesetzt werden, um die Genesung kleiner Patienten zu fördern. Beim Lachen bilde der Körper entzündungshemmende Hormone, die die Immunabwehr stärken. „Leider kann das Krankenhausbudget den heilsamen Spaß nur ein- bis zweimal im Jahr finanzieren“, bedauert sie.

Die Idee des Leipziger Lachclubs, Seminare anzubieten, ist also gar nicht lächerlich. „Ho, ho, ha, ha, ha“ - das hält wirklich fit. Ein letztes Mal klingt es aus dem Kassettenrecorder. Das Mitklatschen hat noch funktioniert, aber auf Kommando zu lachen, ist mir wirklich schwer gefallen. Persönlich setze ich da mehr auf eine positive Lebenseinstellung. Dann kommt das mit dem Lachen von ganz allein.

Juliane Schönherr
Service: Infos zum „Lachclub Leipzig“, der auch kostenlose Schnupperseminare anbietet, gibt's unter 0341/8628624.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Seite: Nadine von Wille und Maren Klein. Campus ist erreichbar unter campus-leipzig@web.de, Telefon 973 57 44 und Fax 9 73 57 46.